

LITERATUR

Andacht des Dichters

Leo Tolstoi, der geniale Autor von „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“, starb am 20. November 1910 in einem russischen Bahnhofshaus, und zwar unter Begleitung von Reportern, Fotografen und Kameralenten. Es starb der langbärtige, gestiefelte, kitteltragende Gelegenheitsbauer Leo Nikolajewitsch Graf Tolstoi, ein misogyner Apostel und doktrinäer Prediger. Um das 100. Todesjahr des noch immer weltberühmten Schriftstellers wird selbstverständlich alles zusammengekehrt, was sich nur irgend verwenden lässt, und zwar einerseits aus Interesse, andererseits aus Interesse am Geld, was Tolstoi streng verurteilte, aber nicht zu verhindern vermochte. So wurden uns allein in Deutschland, von jeher Tolstoi-begeistert, eine wunderbare Neuübersetzung von „Anna Karenina“ und Bücher über die Ehe und das letzte Jahr des Autors beschert, und rund zweihunderttausend Menschen verfolgten hierzulande mit Spannung und Rührung die Dramen des Ehepaars Tolstoi im Kino („Ein russischer Sommer“). So ist jetzt auch jenes Werk komplett und philologisch geprüft ins Deutsche übersetzt, mit dem der alte Mann in seiner letzten Lebensphase sein Augenlicht und

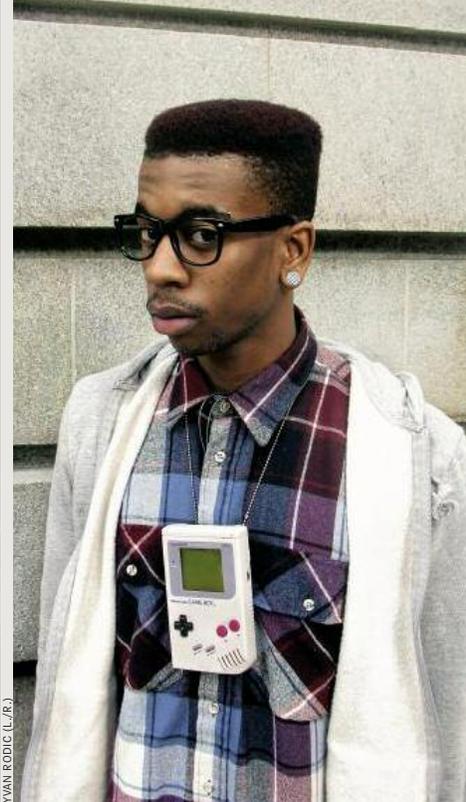
die Laune seiner Frau gründlich verdarb: ein Andachtsbuch. Auf 760 Seiten finden sich, neben sehr raren Stücken des Meisters selbst, Weisheiten des Lebens von Sokrates bis Thoreau, ein

bunter Strauß erhabener Sentenzen. Von Tolstoi entsprechend zugerichtet und übersetzt, genügen die Zitate nur wenigen Kriterien: Sie sind schlicht formuliert, verdrossen oder pathetisch und vollkommen humorfrei. So dürfen sie die tolstoischen Ideale – Vegetarismus, Pazifismus, Verzicht auf Besitz zum Wohle der Seele, Verachtung der Frau zum Wohle des Mannes und so weiter – illustrieren, und mit alldem quäle man den Leser. Wenn er sich quälen lässt!

Leo Tolstoi: „Für alle Tage. Ein Lebensbuch“. Deutsch von Christiane Körner, Eugen Heinrich Schmitt und Albert Skarvan. Verlag C. H. Beck, München; 760 Seiten; 49,95 Euro.



Rodic-Fotos aus „Facehunter“



MODE

Der Kampf der Trends

Ein Spitzenjäckchen mit Ärmeln wie Salatblätter, den Gameboy an einer Silberkette um den Hals gehängt oder eine gestrickte orangefarbene Latzhose zum rosa Halstuch kombiniert: In Berlin, London, New York und Paris, aber auch in Reykjavik, Helsinki oder Mexico City hat der 32-jährige Yvan Rodic, einer der bekanntesten Mode-Blogger der Welt, die radikalsten Outfits aufgestöbert. 326 seiner Fotografien sind in dem kompakten Bildband „Facehunter“ im Prestel Verlag erschienen. Der prägnante Untertitel: „Die Straße als Catwalk“. Darin vertritt Rodic die verblüffende These, die Individualisierung in der Mode habe gerade ein historisches Hoch erreicht. Rodic will gar eine neue „Kreolkultur“ entdeckt haben, bei der sich die Menschen für ihre Outfits

AUTOREN

Postume Polemik

Im Nachlass des 2001 bei einem Autounfall tödlich verunglückten Schriftstellers W. G. Sebald fand sich auch ein Essay über den Kollegen Jurek Becker (1937 bis 1997). Geschrieben wurde der scharfzüngige Text für einen 1992 bei Suhrkamp veröffentlichten Materialienband, doch er passte offenbar nicht ins Konzept. Kein Wunder, wie sich jetzt herausstellt. Die Literaturzeitschrift „Sinn und Form“, vor 62 Jahren in der sowjetischen Besatzungszone gegründet, druckt Sebalds Streitschrift in ihrer neuesten Ausgabe erstmals ab. Es ist eine bemerkenswerte Auseinandersetzung mit dem Werk Beckers und vor allem seinem legendären Roman „Jakob der Lügner“ (1969), der bis heute als Glanzstück der DDR-Literatur gilt und zweimal verfilmt

wurde. Die Geschichte eines Mannes, der im Ghetto seinen Schicksalsgenossen mit der erfundenen Meldung, die Befreiung stehe unmittelbar bevor, Mut macht, ist für Sebald schlicht „ein melodramatischer Genreroman“. Sorgsam halte er sich aus allem heraus, urteilt der Autor über Becker, „wohlweislich verwahrt bleiben seine Gedanken und Gefühle“. Ja, sogar von einem „Erinnerungsembargo“ ist die Rede. Die Folge: „Fortwährend ertrappt man als Leser den Autor beim Aufziehen des Uhrwerks seiner Geschichte.“ Und tatsächlich hatte Becker, der den Holocaust als Kind überlebte, über diese Schreckenszeit gesagt: „Ich kann mich an nichts erinnern.“ Sebald, der in seinen eigenen Werken („Die Ausgewanderten“) jüdischen Schicksalen sensibel nachspürte, erklärt sich die „Absenz des Autors“ mit einem Schutzmechanismus, dem dieser „das Weiterleben verdankt“.

Kino in Kürze

„From Paris with Love“ legt den Mythos, die französische Kapitale sei die Stadt der Liebe, in Schutt und Asche. So schnell, wie der von Jonathan Rhys Meyers gespielte Held in Pierre Morels Action-Kracher von einem Kugelhagel in den nächsten taumelt, kann Amor seinen Pfeil gar nicht aus dem Köcher ziehen. Im Paris dieses Films hat man schon dreimal sein Leben verloren, bevor man nur einmal sein Herz verliert. In der Rolle eines Mitarbeiters der US-Botschaft gerät Rhys Meyers an einen höchst undiplomatischen John Travolta. Der wütet als Agent mit Lizenz zum Overkill durch die wirre Handlung um asiatische Drogenhändler und muslimische Terroristen. Travolta sieht aus, als hätte er viel Zeit in französischen Feinschmeckerlokalen verbracht, und wirkt trotz Glatze nicht allzu aerodynamisch. Doch der frenetische Schnitt bringt sogar ihn auf Touren. Ein Film wie eine Moulinette.



Szene aus „From Paris with Love“

„Schwerkraft“ erzählt von einem Anlageberater (Fabian Hinrichs), der eines Tages begreift, dass es mehr Spaß macht, den Menschen direkt in die Tasche zu greifen und ihre Wohnungen auszurauben. Maximilian Erlenweins Debütfilm, im Januar mit dem Max-Ophüls-Preis prämiert, zeigt einmal mehr, dass deutsche Regisseure das Bankwesen für das Reich des Bösen halten, in dem Biedersinn und Kaltherzigkeit regieren. Dieses Bild ist inzwischen freilich so wohlfeil, dass es für einen Film nur noch wenig erzählerisches Kapital abwirft. Erlenwein jongliert mit vielen Klischees – missgünstigen Kolleginnen, düsteren Ex-Knackis und radebrechenden Russemafiosi –, doch trotz vieler guter Ansätze bekommt er die Bälle nicht so recht in Schwung, und das liegt nur zum Teil an der Schwerkraft.



an „Versatzstücken aus unterschiedlichen Kulturen“ bedienen. Bisher herrschte in der Modewelt allerdings die Vorstellung, dass durch international verbreitete Marken und Trends ein globaler modischer Einheitsbrei entstehe und die Individualisierung verflache. Das versucht seit ein paar Jahren ein niederländisches Duo zu beweisen. Die Künstler Ari Versluis und Ellie Uyttenbroek stellen in ihrer Serie „Exactitudes“ Fotos von jeweils zwölf Menschen nebeneinander, die sie weltweit fanden und die sich haargenau gleich styelten. Einige dieser Fototafeln sind von Samstag an in der Ausstellung „Was ist schön?“ im Deutschen Hygiene Museum in Dresden zu sehen.

„Exactitudes“-Fotos

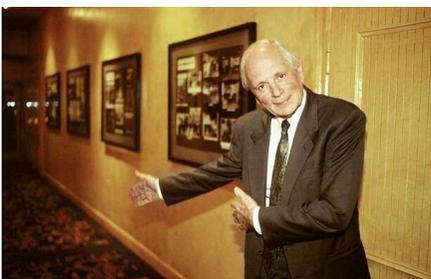


VERSLUIS & UYTENBROEK - EXACTITUDES / PIART AGENCY

KINO

Der Vater aller Programmkinos

Im Dezember 1954 berichtete der damals noch junge SPIEGEL von einer erstaunlichen Hamburger Attraktion: Ein Hinterhofkino namens „studio 1“ präsentierte seit gut einem Jahr in einem Schuppen mit 25 Sitzplätzen rare



Grassmann im Abaton-Kino

THOMAS MEYER / ACTION PRESS

Filmkunst-Klassiker, die man aus ausländischen Archiven zu beschaffen verstand. Der findige junge Kinobetreiber hieß Werner Grassmann. Sein „studio 1“, das erste deutsche Programmkino, hielt sich nur ein paar Jahre, doch da hatte sich der umtriebige Grassmann schon autodidaktisch zum Dokumentarfilmregisseur gemacht: Später entwickelte er ein paar Jahre lang als Regisseur die ARD-„Tagesschau“, agierte in allerlei filmpolitischen Foren und eröffnete 1970 in einer umgebauten Garage im Hamburger Uni-Viertel das Abaton, die Mutter aller Programmkinos. Dass Grassmann, 83, zudem ein lustvoll pointierender Erzähler ist, zeigt seine mit Anekdoten gespickte Autobiografie ohne Selbstbeweihräucherung: „Hinter der Leinwand“ (Edition Nautilus, Hamburg). Seinem Lebensthema entsprechend geht er damit nun nicht in Literaturhäusern, sondern in Programmkinos auf Lesetournee.